



Auch Arbeitsmigrant*innen sind Menschen

Migration Das Saisonierstatut ist Geschichte, daran erinnert eine Ausstellung in Biel. Die diskriminierende Behandlung ausländischer Arbeitskräfte geht trotzdem weiter.

TEXT KLAUS PETRUS

«Wissen Sie, warum Italiener so klein sind? Weil man ihnen als Kinder sagte: Wenn du gross bist, musst du in die Schweiz arbeiten gehen.» Diesen Witz kannte ich schon als Jugendlicher. Das war in den 1980er-Jahren, in Naters im Oberwallis, keine Stunde von Domodossola entfernt, ein wunderschönes Städtchen im Val Ossolane auf der Route vom Simplonpass zum Lago Maggiore, wo wir samstags oft auf den Markt gingen. Auch sonst waren uns die Italiener*innen nahe; ich besuchte mit ihnen die Primarschule, es gab eine Missione Cattolica, unser Coiffeur hiess Ricchi, ich hörte Lieder von Fabrizio di André und Vasco Rossi, fieberte (für den FC Sion und) für Juve, «la Vecchia Signora», wir fluchten auf Italienisch, waren noch einen Tick katholischer als sie, und so wir uns das leisten konnten, gingen wir nicht in die «Walliser Kanne» essen, sondern in eine der vielen Pizzerien. Diese Angewohnheit setzte sich übrigens durch: Als ich mit zwanzig nach Bern zog, war die Beiz, die fortan mein zweites Zuhause wurde, das Casa d'Italia, zwar unruhlich mit Unterstützung der italienischen Faschisten gegründet, aber nach dem Krieg eminenter Treffpunkt für Migrant*innen und Saisoniers. Italiener*innen arbeiteten auf dem Bau, in der Industrie, in der Pflege, im Service – wie Schweizer*innen auch. Viele hatten sich aus taktischen Gründen assimiliert, offen rassistische Vorstösse im Parlament wie die Schwarzenbach-Initiative waren zu diesem Zeitpunkt, zumindest in meiner Erinnerung und Wahrnehmung, mehr oder weniger vom Tisch – sie bekamen erst ab Mitte der 1990er-Jahre wieder Aufwind, als die Schweizerische Volkspartei SVP begann, die Themen Asyl- und Migrationspolitik zu besetzen. Und doch, so sehr die Italiener*innen bei einigen von uns akzeptiert und respektiert wurden, kann ich mich auch entsinnen, dass andere «Einheimische» durchaus der Meinung waren, mehr müssten es dann doch nicht sein.

Der Bedarf an Arbeitskräften auf der einen Seite, das Narrativ der «Überfremdung» auf der anderen: Diese beiden Eckpfeiler bilden bis heute den Rahmen der Schweizer Migrationspolitik, so die zentrale Aussage der Ausstellung «Wir, die Saisoniers ...», die im Bieler Kunstmuseum zu sehen ist (siehe Kasten). Ein Instrument, um die Immigration zu kontrollieren, war das sogenannte Saisonierstatut; es trat in Form eines Bundesgesetzes bereits 1934 in Kraft und begrenzte den Aufenthalt in der Schweiz für ausländische Arbeiter*innen auf maximal neun Monate pro Jahr. Hinter dieser, wie sie auch genannt wurde, «Rotationspolitik» verbarg sich eine Zeile von Restriktionen, die sowohl auf die Arbeits- wie auch auf die Lebensbedingungen der Arbeitsmigrant*innen erheblichen Einfluss hatten.

Warten in der Unsicherheit

So durfte beispielsweise die jährliche Aufenthaltsbewilligung nur dann beantragt werden, wenn die Saisoniers bereits über einen Arbeitsvertrag verfügten; ein solcher wurde ihnen aber, wenn überhaupt, nur kurz vor der jeweiligen Saison angeboten. So wurden die drei Monate, welche die Leute in ihrer Heimat und bei ihrer Familie verbrachten, zu einem bangen Warten, geprägt von Unsicherheit und der Angst, im kommenden Jahr ohne Arbeit zu sein.

Eine weitere Auflage des Saisonierstatuts bestand in administrativen sowie medizinischen Kontrollen an den Grenzen etwa in Chiasso oder Brig. Nicht selten wurden die Arbeitsuchenden aufgrund negativer Testergebnisse zurückgewiesen oder sie mussten tagelang ausharren und auf die Resultate warten. Diese beklemmende und entwürdigende Praxis wird von John Berger und Jean Mohr in «Der siebte Mensch» von 1975 eindringlich beschrieben, einem der ersten Bücher über die europäische Arbeitsmigration: «Die demütigende Forderung, sich vor Fremden zu entblößen. Die unverständliche Sprache, die die verantwortlichen Ärzte sprechen. Die Nummern, die ihnen mit Filzstift auf den Körper geschrieben werden. Die Geeigneten werden von den Ungeeigneten aussortiert. Einer von fünf fällt durch. Wer besteht, hat Arbeit und tritt in ein neues Leben. Manche haben schon acht Jahre auf diese Chance gewartet, die Grenze zu überschreiten.»

Einmal in der Schweiz angekommen, war es den Saisoniers untersagt, während der kommenden neun Monate den Arbeitgeber zu wechseln; auch durften sie keine Mietverträge unterschreiben, sie waren bis 1977 von der Arbeitslosenversicherung ausgeschlossen und konnten ihre Familie nicht in die Schweiz holen. Letzteres führte bei den Saisoniers oft zu einer sozialen Entfremdung. In zahlreichen Fällen wurde die Familie in die Schweiz «geschmuggelt», was dazu führte, dass sich Frauen und Kinder der Saisoniers über Monate hinweg verstecken mussten. Der Schriftsteller Franz Hohler notierte dazu in seinem Text «Feindesland»:

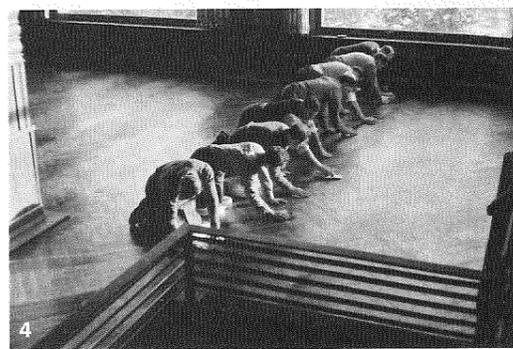
«Was für ein Leben im Schatten für die Kinder des Südens. Vergeblich versuchten sie zu verstehen warum es sie nicht geben durfte.»

Solidarität versus Überfremdungserzählung

Die «versteckten Kinder» – man schätzte sie Anfang der 1970er auf 15 000 – lösten durch Berichte in den Medien erst Bestürzung aus und dann, zumindest punktuell, Solidarität mit den Saisoniers. Bereits 1974 wurde eine Initiative gegen die A-Aufenthaltsbewilligung lanciert, jedoch 1981 an der Urne klar abgelehnt – das Gespenst der «Überfremdung» zeigte einmal mehr Wirkung.

Ende der 1980er-Jahre setzten sich Gewerkschaften, linke Parteien, Kirchen sowie migrantische Organisationen erneut für eine Abschaffung des Saisonierstatuts ein. Gerade letztere wurden für die Saisoniers zu einer wichtigen Anlaufstelle: Sie standen ihnen in administrativen oder behördlichen Belangen zur Seite, sie boten Sprachunterricht an und organisierten soziale Anlässe. Bei den Behörden wie auch in der Bevölkerung weckten diese migrantischen Netzwerke indes Misstrauen. Man befürchtete, dass sich die Migrant*innen zu sehr absondern würden; es war gar von «ethnischer Segregation» und einem Little Italy die Rede, das sich in Schweizer Grossstädten etablierte.

An die Grenzen der Solidarität kamen auch die Gewerkschaften. Auf der einen Seite stand für sie ausser Frage, sich für die verwundbarsten der Arbeitskräfte ein-



(1) Ankunft von Saisoniers am Bahnhof Genf, 1971. (2) La stagionale / die Saisonarbeiterin, Stausee Oberaar (BE), 1954. (3) Bergamaskische Arbeiterinnen bei der Gemüseernte für den Lebensmittelproduzenten Hero. Frauenfeld, 1950. (4) Putzpersonal vor Saisonöffnung in einem Grosshotel, Arosa, 1959. (5) Erstmai-Feier im Biel der 1970er-Jahre.

BILD(1): DANIEL VITTEY, FOTOSTIFTUNG SCHWEIZ, WINTERTHUR, BILD(2): ANITA NIEZ, FOTOSTIFTUNG SCHWEIZ, WINTERTHUR, BILD(3): ELSA LOCATELLI, ARCHIVIO FOTOGRAFICO, ISTITUTO BERGAMASCO PER LA STORIA DELLA RESISTENZA E DELL'ETA' CONTEMPORANEA (ISREC), BERGAMO, BILD(4): ROB GNANT, FOTOSTIFTUNG SCHWEIZ, WINTERTHUR, BILD(5): ZVG, PRIVATSAAMLUNG

Ausstellung

An die harten Lebens- und Arbeitsbedingungen der Saisoniers in der Schweiz erinnern – das ist das Ziel der Ausstellung «Wir, die Saisoniers ...», die gegenwärtig im Nouveau Musée Bienne NMB zu sehen ist. Sie entstand 2019 auf Initiative der Stadt Genf und wurde um einen Schwerpunkt über migrantische Arbeitskräfte in Biel und Umgebung erweitert. Die Ausstellung nähert sich dem Thema über historische Dokumente, aber auch über die persönlichen Erinnerungen ehemaliger Saisoniers etwa in Form von privaten Aufzeichnungen und Briefen, welche in einer «Halle der Erinnerungen» präsentiert und inszeniert werden. Ergänzt werden diese Zeugnisse durch dokumentarische und künstlerische Beiträge wie Fotografien und Filme über Sans-Papiers, Care-Arbeiterinnen oder Bauarbeiter. Auch Klaus Petrus, Co-Redaktionsleiter des Strassenmagazin Surprise, zeigt im Rahmen der Ausstellung Bilder über die Erntearbeit im Berner Seeland, quasi eine fotografische Umsetzung seines in Surprise 538/22 erschienenen Artikels «Kamils letzte Kartoffel». KP

«Wir, die Saisoniers ... (1931-2022)», bis 25. Juni, Di bis So, 11 bis 17 Uhr, NMB Nouveau Musée Bienne/ NMB Neues Museum Biel, Seedorfstrasse 52, Biel. nmbiel.ch

zusetzen, und dazu zählten insbesondere die Saisoniers. Auf der anderen Seite wollten sie lokale Arbeitskräfte vor dem zunehmenden Lohndumping schützen, was massgeblich darauf zurückzuführen war, dass sich schweizerische Unternehmen möglichst billige Arbeitskräfte aus dem Ausland holten. In manchen Branchen wie etwa dem Baugewerbe lag der Anteil migrantischer Arbeitskräfte in den 1960er- und 70er-Jahren bei fünfzig Prozent. Sie kamen zum Grossteil aus den umliegenden EWG-/EFTA-Ländern. Entgegen dem eher männlich konnotierten Bild des «Gastarbeiters» machten Frauen rund die Hälfte der ausländischen Bevölkerung aus, die damals knapp zwanzig Prozent betrug. Die italienische Arbeitsmigration, welche in dieser Zeit dominierte, zählte beispielsweise zu einem Drittel Frauen; sie arbeiteten in der Textil- und Uhrenindustrie, in der Pflege, Gastronomie oder Reinigung.

Als 2002 das Saisonierstatut und damit auch die A-Aufenthaltsbewilligung abgeschafft wurde, waren weniger die Proteste gegen die prekären Arbeitsbedingungen der Saisoniers ausschlaggebend, als vielmehr gesamtpolitische Entwicklungen; dazu gehörten namentlich die bilateralen Abkommen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union, welche auch die Personenfreizügigkeit zwischen den Vertragsstaaten regelten. Zumindest

für (qualifizierte) Arbeitskräfte aus der EU und den EFTA-Staaten ist es dadurch einfacher geworden, in der Schweiz ihr Geld zu verdienen.

Noch heute im gesellschaftlichen Abseits

Zwar ist das Saisonierstatut mit seinen teils menschenunwürdigen Facetten Geschichte. Doch nach wie vor ist die Situation für viele migrantische Arbeitskräfte problematisch. Zu ihnen zählen unter anderem 150 000 Frauen und Männer, die schweizweit in der Gastronomie und Hotellerie tätig sind, 60 000 in der Reinigungsbranche, 35 000 auf Äckern und Wiesen sowie zehntausende im Pflegebereich – die vielen Sans-Papiers ohne entsprechende Aufenthaltsbewilligung tauchen in derlei Statistiken nicht einmal auf. Ungeregelte Arbeitszeiten sowie unzureichende soziale Absicherung prägen bis heute Leben und Arbeit dieser Menschen.

Hinzu kommen bisher wenig beachtete Phänomene wie soziale Vereinsamung oder Unsichtbarkeit. Viele der Arbeiten, die von Migrant*innen verrichtet werden, befinden sich nämlich nicht bloss in einem rechtlichen Graubereich, sondern auch in einem gesellschaftlichen – sie finden typischerweise zu Randzeiten statt (z.B. die Gebäudereinigung), hinter quasi verschlossenen Türen (der Küchendienst in Kantinen, die Arbeit in Schlachthäusern), im Privathaushalt (Putzen und Care-Arbeit) oder fernab gesellschaftlicher Zentren (wie die Erntearbeit).

Wir haben diesen Arbeitswelten in Surprise eine ganze Serie mit dem Titel «Die Unsichtbaren» gewidmet. Dabei zeigt sich nicht nur, dass prekäre Arbeitsbedingungen, Stigmatisierung und Diskriminierung nach wie vor zum Alltag von Migrant*innen gehören, sondern auch, dass die Marginalisierung migrantischer Lebens- und Arbeitswelten eine simple Tatsache neigt: Geschichte wie Gegenwart der Schweiz sind massgeblich von Migration geprägt. Oder wie Franz Hohler seine oben zitierten Zeilen über die «versteckten Kinder» ergänzt:

*Die nächsten verbotenen Kinder
sind schon unterwegs
oder sind bereits da
mit falschen Papieren
und richtigen Herzen.*

Zum Weiterlesen

Umfassend zur schweizerischen (Arbeits-)Migration siehe André Holenstein u.a.: Schweizer Migrationsgeschichte, Baden 2018.

John Berger, Jean Mohr: Der siebte Mensch. Eine Geschichte über Migration und Arbeit in Europa, Frankfurt a.M. 2016.

Marina Frigerio: Verbotene Kinder. Die Kinder der italienischen Saisoniers erzählen von Trennung und Illegalität, Zürich 2014.